

Endlich "Santo súbito!"

Romero als Kronzeuge für die „Kirche der Armen“ anerkannt.

Von Norbert Arntz, ITP, Münster-Kleve, 4. Februar 2015

„Santo súbito!“ - für den heute - am 4. Februar 2015 - vom Vatikan als Märtyrer anerkannten Bischof Romero hätte dieser Ruf bereits unmittelbar nach der Ermordung gelten müssen. Das salvadorianische Volk jedenfalls hatte damals (1980) bereits diese Erkenntnis. Dass erst jetzt - 35 Jahre nach dem Mord - der Vatikan Romero als Märtyrer anerkennt, ist nicht verwunderlich. Dafür hat wohl der lateinamerikanische Papst die entscheidenden Voraussetzungen geschaffen.

Bis vor kurzem war in den Augen der vatikanisch orientierten Hierarchie der katholischen Kirche Romero ein Besorgnis erregender Fall. Romero beunruhigte sie, weil er die kirchliche Lehre beim Wort nahm. Er redete nicht über die Sterne, wie er selbst einmal sarkastisch bemerkte, sondern von den realen und konkreten Problemen, unter denen er die Menschen leiden sah.

Romero betrachtete die Realität der Armen dialektisch: Es gibt Arme, weil es Reiche gibt; es gibt Unterdrückte, weil es Unterdrücker gibt. Romero trug den gesellschaftlichen Konflikt in die Kirche hinein. Man warf ihm vor, zu polarisieren, die Kirche zu spalten. Er provozierte Konflikte mitten in einer Hierarchie, die sich zumindest nach außen hin den Anschein der Einheit gab.

Mehrfach musste Romero nach Rom reisen, um seinen Widersachern zuvorzukommen oder um sich zu rechtfertigen. Er geriet in einen fundamentalen Gegensatz zu den Interessen jener in der Kirche, die mit Verweis auf die angeblich religiöse Aufgabe der Amtsträger strikte Neutralität vorgaben. Aber beim Streit um den "Gott, der nur geehrt wird, wenn die Armen leben können" (Romero) ging es nicht um theologische Spitzfindigkeiten, sondern um die Sache, die den Nerv der Kirche traf. Davon aufgeschreckt beschlossen drei Kardinäle der Kurie in Rom am 20. März 1980, also vier Tage vor dem Mord, dem damaligen Papst Johannes Paul II. vorzuschlagen, Romero seines Amtes als Erzbischof von San Salvador zu entheben.

Und nach der Ermordung ging der Konflikt weiter. Dass ihn das Volk heiliggesprochen hatte, stellte eine unerträgliche Provokation für seine Gegner dar. Noch schlimmer wäre ein kirchenamtlicher Akt der Heiligspredung gewesen. Romero als Märtyrer anzuerkennen, bedeutete eben, einerseits den Mord nicht zu verschweigen und auf die Mörder zu verweisen und andererseits den Ermordeten zu einem vorbildlichen nachahmenswerten Menschen zu erklären. Das wollten die Gegner mit allen Mitteln der Diffamierung verhindern

Man erfand in Rom bis vor kurzem stets neue Mittel, den Heiligspredungs-Prozess auf die lange Bank zu schieben. Man forderte wieder und wieder neue Untersuchungen. Erst musste geprüft werden, ob die Bedingungen dafür hinreichten, dass der ehemalige Erzbischof von San Salvador als Märtyrer der Kirche bezeichnet werden konnte. Die Gegner unterstellten, es stehe eben nicht zweifelsfrei fest, dass er sich in seinen Predigten und seiner Praxis vom Glauben leiten ließ statt von politischen Motiven, dass er also „aus feindseligen Motiven gegen den Glauben“ ("odium fidei") umgebracht wurde. Die Predigten Romeros wurden der Glaubenskongregation unter Leitung des damaligen Kardinals Ratzinger und späteren Papstes

Benedikt XVI. übergeben. Sie wollte prüfen, ob die Predigten mit der Glaubenslehre der katholischen Kirche übereinstimmten. Das hat sieben Jahre gedauert. Dann verlangten Kreise um den ehemaligen Kardinal Lopez Trujillo, alle Äußerungen Romeros noch einmal daraufhin zu überprüfen, ob sie auch mit der kirchlichen Soziallehre in Übereinstimmung seien. Schließlich wurde auch noch eingewandt, eine Heiligsprechung könnte politisch missbraucht werden.

Seit heute weiß man endlich, welchen Romero der Vatikan heilig sprechen will. Jener Romero wird heilig gesprochen, dessen Ermordung "nicht einfach politisch motiviert (war), sondern vom Hass gegen einen Glauben, der von der Liebe durchdrungen, vor dem Unrecht nicht schwieg, das die Armen und alle, die sie beschützten, rücksichtslos und grausam überfiel... Das war als schreckliche Warnung für alle gedacht, die diesem Weg folgen wollten!" - so Bischof Vincenzo Paglia, der Postulator des vatikanischen Verfahrens, heute vor der Presse.

Der Vatikan anerkennt, dass man Romero nicht umgebracht hat, weil er fromm gebetet, theologisch korrekt gepredigt und sich den Armen fürsorglich zugewendet hat, sondern weil er der Prophet einer „realistischen Kirche“ war, einer Kirche, die sich nicht mehr als „Machtinstrument“ missbrauchen lässt, nicht mehr als Schachfigur im Spiel der Mächtigen fungiert, sondern „Fleisch und Blut annimmt im Interesse der Armen“. Für die Armen ist Romero deshalb immer schon „el santo completo“, ein ganzer Heiliger gewesen. Das respektiert nun auch der Vatikan.

Nur wer wie Romero an Wunder glaubt, ist Realist. Wer in der organisierten Ausgrenzung der neoliberal globalisierten Welt an das Wunder jener Gesellschaft glaubt, in der alle Platz haben, ist zu politischem Realismus fähig. Der Kernsatz solcher Weitsicht lautet: So leben wollen, dass alle leben können. Dieses Glaubensbekenntnis ist nach Romero zugleich ein Gottesbekenntnis: „Denn Gott wird geehrt, wo und wenn die Armen leben können!“ ■